

HELEN KAMPEN

LEUCHTTURM, LACHS UND LEICHE

URLAUBSKRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für meinen Mann, der sehr gelitten hat.
Alles wird gut. In Liebe.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: iStockphoto.com/Rike_
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Christine Derrer
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2017
ISBN 978-3-7408-0060-4
Urlaubskrimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

PROLOG

Sie stand in der Küche und starrte auf den leeren Messerblock, danach auf die Messer, die in Reih und Glied vor ihr lagen. Sie nahm das gerillte Brotmesser in die Hand und umklammerte dessen Griff so fest, als hinge ihr Leben davon ab. Prüfend drehte und wendete sie es, bevor sie mehrmals in die Luft stach. Sie drückte so fest zu, bis sich die Fingernägel schmerzhaft in ihre Hand bohrten. Mit dem Daumen und dem Zeigefinger fuhr sie dann über die Klinge und hörte dabei einen dumpfen Ton. Nachdenklich steckte sie es wieder in den Messerblock. Es eignete sich nicht für ihren Plan.

Als Nächstes nahm sie das Fleischermesser in die Hand. Die Klinge war deutlich spitzer. Schärfer. Gefährlicher. Als sie dieses Mal mit ihren Fingern über die Schneide fuhr, erklang ein leises, angenehmes Zischen. Für eine Sekunde schloss sie die Augen, konzentrierte sich auf die Klinge zwischen ihrem Daumen und ihrem Zeigefinger. Das Messer hatte seine Bedrohlichkeit verloren. Sie spürte nahezu weichen Sand. Das war gut. Beruhigend.

Wie würde es sich anfühlen, wenn sie dem Mann, den sie so sehr hasste, dieses Messer in den Bauch rammt? Darin herumstocherte wie ein Chirurg während einer Operation. Oder ein Metzger beim Schlachten. Würde das Blut aus seinem Bauch herausschießen wie das Wasser in einem Gebirgsbach und anschließend in alle Richtungen spritzen? Könnte sie den Druck auf das Messer beibehalten? Dabei zuschauen, wie er sich auf dem Boden wand wie ein halb zertretener Regenwurm?

Sie steckte auch dieses Messer zurück. Als Letztes nahm sie sich ein kurzes, spitzes vor. Schärfer als alle anderen. Auch mit diesem machte sie Trockenübungen. Könnte sie sich ihm zum richtigen Zeitpunkt von hinten nähern und ihm mit einem Schnitt die Halsschlagader durchtrennen? Würde er dabei Schmerzen erleiden, sie mit gequälten Augen anblicken und still um Erlösung betteln?

Um effizient zu sein, würde sie schnell sein müssen. Leise und behutsam würde sie das Überraschungsmoment nutzen. Damit er nicht bemerkte, dass sie ihn überwältigte.

Langsam schüttelte sie den Kopf. Zeitpunkt, Dauer, Sauerei. Alles Dinge, die sie nicht beeinflussen konnte. Das wäre zu leichtsinnig. Sie steckte auch das letzte Messer zurück in den Holzblock. Erstechen war keine Alternative. Sie hatte nur einen Versuch. Einen einzigen gottverdammten Versuch, um diesen verhassten Mann ins Jenseits zu befördern.

FREITAG

»Nizza ist eine Stadt der Schönen und Reichen. Wer hier Geld verdienen möchte, muss ähnlich einfallreich sein wie der Drahtzieher der Eismafia.« Amadea setzte erleichtert einen Punkt hinter ihren Artikel und schrieb »Ende« darunter.

Sie schaute auf das glitzernde dunkelblaue Wasser. Zufrieden kostete sie erneut von dem Veilcheneis, das sie von der Eisdiele in der Rue de la Poissonnerie mitgenommen hatte. Eine Kugel für drei Euro. Wie sollte sich das eine Familie mit drei Kindern leisten, wenn jedes zwei Kugeln verlangte? Das waren schlappe achtzehn Euro, ausschließlich für den Nachwuchs.

Sie klappte ihren Computer zu, verstaute ihn in ihrer überdimensional großen Designerhandtasche und winkte ein Taxi heran. Schnell weg hier. Nach Hause zu ihren Liebsten. Ein Fahrer hielt an, machte sich aber nicht die Mühe, auszusteigen. Stattdessen drückte er lediglich auf einen Knopf und ließ damit den Kofferraum aufschwingen. Amadea schüttelte den Kopf und war somit gezwungen, ihren großen Koffer allein einzuladen. Bekam er eben kein Trinkgeld, selbst schuld. Sie stieg ein, grüßte ihn freundlich und nannte ihm den Flughafen als Ziel. Nun grinste auch der Fahrer kurz und setzte den Blinker.

Sie war froh, dass sie ihre Reportage wie geplant zu Ende gebracht hatte und in den nächsten Stunden nach Hause fliegen konnte. Die vergangenen Monate waren sehr stressig gewesen. Sowohl für sie als auch für ihre Familie. Seit sie für ihre erste große Reportage nach der Elternzeit vor mittlerweile mehr als einem Jahr einen Mordfall auf Norderney mit den Problemen der ostfriesischen Insel verbunden hatte, hatte sich vieles verändert. Das Magazin, das bis dahin ein reines Naturmagazin gewesen war und mit sinkenden Verkaufszahlen gekämpft hatte, hatte sich rundum erneuert. »Terra« lebte mittlerweile den konstruktiven Journalismus, eine Art von Informationsjournalismus, bei dem die Zukunft im Vordergrund stand. »Terra« ging es bei der Berichterstattung weniger um die Frage, warum etwas in der Vergangenheit gesche-

hen war, als vielmehr darum, wie dadurch die Zukunft beeinflusst wurde. Amadea hatte einen Hauch Sensation addiert, sodass die Artikel nahezu einzigartig geworden waren.

Sie war deshalb mittlerweile eine gefragte Frau. Wenn die Redakteure vom »Terra-Magazin« Wind von einer spannenden Geschichte bekamen, erhielt Amadea den Auftrag. Sie war zäh und ließ nicht locker, sie forcierte ein Bild für die Öffentlichkeit. Zeigte den Menschen einen Misstand auf. Ein Problem, das sich vor deren Haustür ereignete. Zwang sie zu einer Auseinandersetzung. Sie war als Kollegin geschätzt, eine, auf die man sich verlassen konnte. Obwohl sie Mutter war, war sie einsetzbar, wann und wo sie gebraucht wurde. Sie konnte ihren Schwiegereltern gar nicht genug danken, dass sie ihr meistens den Rücken freihielten.

Amadea konnte mit allen Problemen der Welt umgehen, doch ihre eigenen verdrängte sie allzu gern. Auf der einen Seite fand sie es toll, wieder richtig im Geschäft zu sein und gefragt zu werden. Doch auf der anderen Seite war sie so gestresst, dass sie nach jeder Reportage darüber nachdachte, ob sie selbst nicht zu kurz kam bei dem ganzen Spagat zwischen Mutterdasein und ambitionierter Journalistin.

Vor ihren Reisen organisierte sie den Tagesablauf der Zuhausegebliebenen. Die Großeltern kümmerten sich darum, dass Amadeas Kinder nichts vermissten, wenn sie ihrem Beruf – und damit ihrer Berufung – nachging. Auch sie hatten es begrüßt, dass Amadea sich während ihrer Elternzeit nicht ausschließlich um die Kinder bemüht hatte. Denn sie hatten bereits früh erkannt – viel früher als sie selbst –, dass ihr Leben als Hausfrau und Mutter sie nicht ausfüllte.

Das genervte Hupen des Taxifahrers und seine ungeplante Vollbremsung brachten Amadea zurück ins Hier und Jetzt. Vor dem Terminal hielt er an und öffnete mit einem Klicken den Kofferraum. Amadea bezahlte bar und verlangte eine Quittung. Auch beim Aussteigen am Flughafen musste sie sich selbst um ihren Koffer kümmern. Sie hatte keine Lust, mit dem unmöglichen Taxifahrer zu streiten.

Nun stand sie am Schalter der Fluggesellschaft. Die Dame am Check-in reichte ihr ihren Personalausweis über den Tresen.

»*Je suis désolée, mais l'avion est plus tard.*« Sie grinste wie ein Clown bei einer Aufführung.

Mist! Verspätung. Was, bitte schön, gab es denn dabei zu grinsen? Der war es offensichtlich egal, wenn Amadea erst mitten in der Nacht nach Hause kam. Sie konnte vermutlich nach Dienstschluss mit ihrem Motorroller in ihre Wohnung gondeln. Doch Amadeas Zeitplan war total getaktet. Sie wollten um drei Uhr in der Nacht in den Urlaub aufbrechen. Ihre gemeinsame Zeit war so kostbar, dass sie sie nicht zu Hause verbringen wollten. Zu Hause war immer etwas zu tun: kochen, aufräumen, putzen, Wäsche waschen. Der ganz normale Alltagswahnsinn. Zum Glück wohnten sie in einer Altbauwohnung und mussten nicht auch noch einen Garten bewirtschaften. Das hätte sie nicht ausgehalten. Sie freute sich schon auf den Leuchtturm auf Norderney, auf Lachs und viel Luft.

»Wie viel später fliegen wir?«, fragte Amadea.

»*Je sais pas.*« Erneut das Grinsen, das ihr Gesicht ausfüllte.

Amadea verdrehte die Augen und verließ die Schlange. Sie zückte ihr goldfarbenes iPhone und wählte die Nummer von zu Hause.

Erst nach sechsmaligem Läuten meldete sich ihr Schwiegervater.

»Bei König.« Er war völlig außer Atem, als hätte Henry sich wieder einmal einen Spaß gemacht und das Telefon versteckt.

»Was ist denn bei euch los? Nicht, dass du mir noch einen Herzanfall bekommst.«

»Alles gut. Wir waren auf dem Balkon und haben die Salate vor dem Hitzetod gerettet.«

»Ah ja. Okay. Wir müssen umdisponieren, mein Flieger hat Verspätung. Gibst du mir bitte mal Valentina?«

»Ja klar. Ärgere dich nicht. Du kannst es sowieso nicht ändern. Wir kommen hier schon klar.«

»Danke. Das ist nett.« Sie riss sich zusammen, denn innerlich schäumte sie fast vor Wut.

Die letzten Tage hatte sie in Nizza verbracht und keine Zeit zum Kofferpacken gehabt. Es waren Sommerferien. Sie wollten doch unbedingt vor Tagesanbruch aufbrechen. Amadea hatte so was von keine Lust, in der Hitze bei Köln oder Düsseldorf im Stau zu stehen, schon gar nicht mit zwei quengeligen Kindern im Auto.

»Hallo, Mama. Wann kommst du denn endlich?«, schnaubte Valentina ins Telefon.

»Das Flugzeug –«, begann Amadea.

»Verspätung?«

War ihre Tochter Hellseherin? »Ja«, gab sie kleinlaut zu.

»Wie immer.«

»Das stimmt nicht. Valentina, du musst mir einen Gefallen tun. Fang bitte schon mal an, die Koffer zu packen. Leg am besten alles für dich und deinen Bruder raus. Alles andere mache ich dann später, ja?«

»Och nee. Wir ernten gerade. Dazu habe ich keine Lust.«

»Bitte. Ich habe mich nicht darum gerissen, hier in Nizza festzusitzen.«

»Aber darum, zu arbeiten, schon. Das ist halt der Preis, den du bezahlen musst.«

Ihre Tochter mit ihren altklugen Sprüchen brachte sie manchmal an den Rand der Verzweiflung. Sie schnappte alles auf, was sie irgendwo hörte. Seit sie in der Schule war und lesen konnte, wurde es noch schlimmer.

»Glaub mir, Valentina. Du wärst nicht glücklicher, wenn ich zu Hause wäre.«

»Ich schon, aber du anscheinend nicht«, widersprach Valentina.

Das saß. Sie würde sich langweilen, wäre gereizt und hätte das Gefühl, nichts aus ihrem Leben gemacht zu haben. Diese Diskussion, die sie regelmäßig mit sich selbst führte, landete immer wieder beim gleichen Ergebnis: Auf der einen Seite hatte Amadea als Mutter ein schlechtes Gewissen, auf der anderen Seite stärkte sie ihre Position als Frau.

»Ach, Schatz, ich kann es eben gerade nicht ändern«, versuchte Amadea sich zu erklären.

Valentina schwieg.

»Schau, nächste Woche sind wir im Urlaub. Dann haben wir Zeit, ja?« Sie verabschiedete sich und steckte ihr verkratztes iPhone in die Tasche, bevor sie wieder auf die Anzeigetafel starrte. Wann würde sie endlich loskommen?

Wenige Minuten später wählte sie Georgs Büronummer. Zwar konnte er im Augenblick nicht helfen, weder zu Hause noch bei

ihrer Verspätung, aber vielleicht ließ er sich darauf ein, die Anreise ein wenig zu verschieben.

»Georg, können wir nicht einfach einen Tag später fahren?«

»Nein.«

»Bitte. Ich sitze hier in Nizza fest. Ich habe keine Ahnung, wann ich nach Hause komme. Die Koffer sind nicht gepackt. Ich bin total gestresst. Ich kann heute Nacht nicht nach Norderney fahren.«

Amadeas Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Sie ging einige Schritte zu einer weniger belebten Ecke. Doch eigentlich war ihr im Moment egal, was die anderen Reisenden von ihr dachten. Sie musste nicht um jeden Preis die Form wahren. Nicht, wenn ihr alles zu viel wurde und sie nicht mehr wusste, wie sie Herr der Lage werden sollte.

Kein Mensch kannte sie. Das war einer der großen Vorteile als Journalistin. Die Leute lasen zwar ihre Reportagen, ihr Name stand in den Zeitungen, aber ihr Gesicht und ihre Person tauchten so gut wie nie in der Öffentlichkeit auf. Sie war nicht eine derjenigen, die sich auf den Empfangen tummelten oder in Talkshows saßen, als wäre dort ihr zweites Wohnzimmer. Im Gegenteil. Sie tat alles dafür, anonym zu bleiben. Dazu war ihr die Freizeit mit ihrer Familie viel zu wichtig.

»Amadea, ich habe mich für den Islandman angemeldet. Übrigens auch auf dein Drängen hin. Ich muss mich vorbereiten. Dringend.«

»Das kann doch aber noch einen Tag warten.«

»Kann es nicht. Ich bin diese Distanz noch nie im Meer geschwommen. Ich brauche jeden Tag, um zu trainieren. Sonst schaffe ich das nicht.«

Die Beharrlichkeit, mit der Georg konsequent seinen Sport betrieb, ging Amadea gehörig auf die Nerven. Einkaufen gehen, sich mit Freunden treffen oder das Abendessen kochen – alle Aktivitäten mussten sich seinem Trainingsplan unterordnen. Wenn sie ihm am Wochenende nicht genügend Zeit einräumte, damit er allein seinem Hobby nachgehen konnte, wurde er ungemütlich. Schlimmer noch: unausgeglichen.

Dann erinnerte sie sich an letztes Jahr, als er mitten in ein

Burn-out hineingeschlittert war. Wie die meisten, ohne es zu merken. Und später, ohne die Krankheit zu akzeptieren und sich Hilfe zu suchen. Wie lange hatte sie auf ihn eingeredet – das erste Mal während ihres letzten Urlaubs auf Norderney –, bis er endlich zugab, dass ihm alles zu viel geworden war? Die steigende Verantwortung im Job, die fehlende Freizeit, die ohnehin auf ein Minimum reduziert war, seit sie Kinder hatten, und die Beziehung, die sie nicht mehr pflegten, als wären sie frisch verliebt.

Norderney. Für sie war die Insel im Gegensatz zu früher nicht mehr ausschließlich ein Rückzugsort. Ein Ort des Friedens. Ein Ort der Ruhe. Die Insel hatte sich verändert. Und Amadea hatte sich auch verändert. Norderney hatte von dem positiven Charme der vergangenen Jahre etwas eingebüßt. Es war noch immer schön dort, und sie freute sich auf die Erholung, die sie am Meer hoffentlich finden würde. Doch seit sie mit ihren achtzig Prozent wieder nahezu Vollzeit arbeitete, war es schwieriger geworden. Ihre Gedanken kreisten ständig um das Thema ihrer nächsten Reportage. Manchmal fühlte sie sich, als hätte sie ihre Gelassenheit bei der Geburt an ihre Kinder abgegeben.

»Georg, bitte.«

»Möchtest du etwa, dass ich untergehe wie ein Sack Zement?«

Sie kannte den Unterton in seiner Stimme. Nicht gerade vorwurfsvoll, eher ernst mit einem Hang zur Ironie. Früher war Georg ein ausgeglichener Mensch gewesen. Dieser Ton hatte in seiner Art zu sprechen überhaupt nicht existiert. Es hätte ihn höchstens des Geldes wegen geärgert, wenn sie einen oder zwei Tage später losgefahren wären. Doch nun war ihm seine Erholung wichtig. Seine Auszeit. Dabei schien es ihm gleich zu sein, wie es ihr ging.

»Denkst du vielleicht auch mal an mich?«, unternahm sie einen erneuten Vorstoß.

»Was willst du mir damit sagen? Etwa dass ich ein Egoist bin?«

Verdammt noch mal, sie wollte doch nur, dass er auch mal wieder aus seinem Kokon herauskrabbelte, den er um sich gebaut hatte. Sich um sie kümmerte. Sie mit seinen starken Armen trug und nicht unter dem Gewicht zusammenbrach. Was nützte es ihr, wenn er fünfhundert Meter im Meer schwimmen konnte, schnell Fahrrad fuhr oder wie eine Gazelle lief? Nichts. Sie vermisste den alten

Georg, seinen Witz, seinen scharfen Verstand, seine unglaubliche Beobachtungsgabe, wenn sie wieder einmal blind war für wesentliche Dinge. Den Mann, in den sie sich verliebt hatte.

Sie schüttelte den Kopf und besann sich. Es war nicht der richtige Zeitpunkt, sie war nicht dran. Nicht jetzt. Auf gar keinen Fall durfte Georg einen Rückfall erleiden und in ein Loch fallen aus gereiztem Verhalten, Übersensibilität und argloser Schuld. Denn dieses Loch hatte die Strapazierfähigkeit ihrer Familie auf eine harte Probe gestellt.

»Ist okay. Wir fahren in der Nacht. Du kannst morgen schwimmen gehen. Ich bekomme das schon irgendwie hin. Schlaf wird sowieso total überbewertet«, verabschiedete sie sich mit einem übertriebenen Lachen.

Inmitten einer Horde grölender Schüler, die auf dem Rückweg ihrer Studienfahrt zu sein schien, sank sie in die Hocke, schloss für einen Moment die Augen und merkte, wie sich alles um sie herum drehte.

Verfolgte sie noch immer die Themen Kreativität, Offenheit, Flexibilität, die sie bei ihrer ersten Reportage in die Welt hinausposaunt hatte wie ein Priester seine Lehren?

Wenn Erstechen keine Lösung war, was war es dann? Sie überlegte in jedem freien Augenblick, welche Methode sie anwenden könnte, um diesen Mann umzubringen. Je schneller, desto besser. Doch die meisten Techniken kamen für sie überhaupt nicht in Frage: entweder mangels Verfügbarkeit oder mangels ihrer eigenen Fähigkeiten. Beim Erschießen kam sie nicht an die erforderlichen Waffen, zum Erdrosseln oder Ertränken fehlte ihr die notwendige Körperkraft. Überfahren oder von der Leiter stürzen schloss sie aufgrund des hohen Risikos, keinen Tod, sondern nur eine lebenslange Lähmung herbeizuführen, kategorisch aus. Was blieb dann noch übrig?

Vergiften! Gift war ihr sympathisch. Geräuschlos. Geruchlos. Mühelos. Kein großer Kraftaufwand. Die perfekte Mordmethode für Frauen.

Einfach einige Tropfen davon ins Glas. Warten, bis es wirkt. Und das war's dann. Der Gedanke an den leisen Tod gefiel ihr immer besser. Sie würde sich einarbeiten. In die Materie. Gift. Zeit. Sterben. Tod.

Zunächst recherchierte sie im Internet, und was sie erfuhr, zauberte ein Lächeln auf ihr Gesicht. Eisenhut, Engelstropfete, Goldmohn, Goldregen, Stechapfel, Oleander, Tollkirsche, Eibe. Alles wahre Giftpflanzen, die ihrer Bezeichnung alle Ehre machten. Einige davon hatte sie schon oft in heimischen Gärten bewundert, wie sie blühten und ihre Besitzer daneben auf der Terrasse saßen. Der Verzehr einzelner Pflanzenteile rief diverse Symptome hervor. Doch die Spanne reichte weit. Von einfacher Übelkeit über Bewusstseinsstörungen bis hin zum Tod.

Leider fand sie nirgends eine zuverlässige Angabe, wie viel von was zum Tod führte. Es standen zwar Einschätzungen dabei, aber wie sicher konnte sie sich darauf verlassen? Was, wenn sie ihm eine zu geringe Dosis verpasste und er nach wenigen Stunden wieder fit wäre? Dann würde er sie ans Messer liefern. Sie atmete laut aus, bevor sie ihren Computer ausschaltete. Auch hier war das Risiko zu groß, dass es nicht klappte.

Doch wie zum Teufel konnte sie ihn umbringen, sodass er auf jeden Fall tot war? Und keine Spur zu ihr führte?

SAMSTAG

Die Strapazen von Nizza waren vergessen. Einzig geblieben war die Müdigkeit, die von ihrer frühen Anreise herrührte. Gefühlt waren sie gerade noch in Karlsruhe, befanden sich aber schon auf der Überfahrt nach Norderney. Sie hatten sich einen Platz auf dem Deck der Frisia IV ergattert. Besonders im Sommer zwängten sich die Fahrgäste nach oben, um den Ausblick, das Mówengeschrei und den Fahrtwind zu genießen.

Amadea spürte, wie das Salz um ihre Lippen brannte, als der Kapitän leicht beidrehte und die Fähre auf den Hafen zusteuerte. Die Nordsee war heute nicht sehr rau, und dennoch musste das Schiff gegen den Wind ankämpfen. Der Geruch von Dieselschwaden wurde allmählich durch den Geruch des Wattenmeeres abgelöst. Der Motor hörte auf zu rattern, und die Fähre glitt die letzten Meter elegant zum Kai. Mit einem Ruck stießen sie an die Betonwand. Amadea und die Kinder beugten gespannt, wie ein Seemann in blauer Latzhose mit einem großen Schritt vom Schiff sprang und die dicken Seile an den mit Rost gezeichneten Eisenpfailern befestigte. Sie hatten es geschafft. Der Urlaub konnte beginnen.

Nach einigen Minuten zerrte Amadea mit der einen Hand an ihrem Koffer und mit der anderen ihren zweieinhalbjährigen Sohn Henry die Gangway hoch. Er hatte sich strikt geweigert, in seinen Buggy einzusteigen, sodass sie nun ein plärrendes Kind hinter sich herziehen musste. Ihre siebenjährige Tochter Valentina hatte kurzerhand ihren Koffer in den Buggy gestellt und kämpfte sich damit die Rampe hoch. Georg war mit einem faltbaren Bollerwagen beschäftigt, in dem neben einem Laufrad, einem Kinderfahrrad und einem Koffer auch zwei Schaufeln, ein Sandeimer, mehrere Spielsachen und sein Neoprenanzug in einer Schutzhülle untergebracht waren.

»Nächstes Mal fahren wir wieder mit dem Auto rüber«, stellte Georg fest, als er am Drehkreuz angekommen war. »Dann kann ich wenigstens mein Rennrad mitnehmen und muss nicht mit einem geliehenen Inselfahrrad an einem Wettkampf teilnehmen.«

Amadea hatte wenig Mitleid mit ihrem mit dem schweren Bollerwagen kämpfenden Mann. Einige Aktenordner befanden sich im Koffer, sie selbst hatte deshalb auf einige Klamotten verzichtet. Erst gestern Abend hatte er ihr eröffnet, dass er entgegen seiner Vereinbarung auch in diesem Urlaub arbeiten würde. Ein bevorstehender Gerichtsprozess musste wasserdicht vorbereitet werden. Dafür hatte er zwar Mitarbeiter, aber er würde trotzdem Aktenberge wälzen müssen. Schließlich war er der leitende Ermittler in diesem Verfahren. Damit war ihr Wunsch, dass sie beide endlich mehr Zeit miteinander verbringen könnten, wie eine Seifenblase zerplatzt. Sie hoffte, dass Georg es vielleicht schaffen würde, nur tagsüber zu arbeiten, sodass sie wenigstens den Abend mit einer Flasche Wein ausklingen lassen konnten.

»Mit einem Rennrad kann das ja jeder. Hier geht es doch in erster Linie um den Spaß, oder nicht?«, entgegnete Amadea.

Sie verzichtete darauf, die schweren Akten zu kommentieren. Sie nahmen sich beide nicht viel, wenn es darum ging, in der begehrten Freizeit arbeiten zu müssen. Beide fühlten sich verpflichtet, auch in ihrem Privatleben erreichbar zu sein und notfalls zur Verfügung zu stehen.

»Moin«, begrüßte der Mann am Schalter der Stadt Norderney sie, bevor sie ihre Norderney-Card in den Automaten steckten und sich durch das Drehkreuz zwängten. Draußen lud ein Radlader gerade eine Palette voller Steine ab.

»Moin«, grüßte Amadea zurück. »Schön, wieder hier zu sein«, sagte sie lächelnd mit einem Blick auf die Großbaustelle, die bald in einem neuen Hafenterminal gipfeln würde. Dann würde eine überdimensional große Sandmuschel die Urlauber auf Norderney empfangen, mit schicken Cafés und einer Aussichtsplattform.

»Mama, Hause.«

Manchmal hatte sie den Eindruck, dass Henry nicht sprechen konnte. Im Gegensatz zu seiner Schwester, die bereits mit zwei Jahren Sätze mit mehreren Worten gebildet hatte, reduzierte sich seine Sprache auf das Wesentliche. Zwei Wörter waren die maximale Anzahl, die nacheinander aus seinem Mund kam. Er hielt es auch nicht für nötig, »Bitte« oder »Danke« zu sagen. Amadea überhörte diese Ansagen ständig und zwang ihn dazu, normal zu reden. Sie

wollte seine Faulheit unter keinen Umständen unterstützen. So auch jetzt.

»Sieht wohl nicht jeder so«, meinte der Mann, während er mit dem Kopf in Richtung Henry nickte, der zurück auf die Fähre wollte und sich krampfhaft an dem Drehkreuz festhielt.

»Gestern konnte er es kaum erwarten«, sagte Amadea achselzuckend. »Da muss er durch. Und wir leider auch.« Sie wandte sich zu Georg um, der Mühe hatte, mit dem vollgepackten Bollerwagen durch den Seiteneingang zu kommen.

In diesem Urlaub war einiges anders. Sie hatten sich das erste Mal gegen eine Ferienwohnung direkt am Meer entschieden. Stattdessen hatten sie sich bei Amadeas Interviewpartner eingemietet. Sie hatte sich bereits im Vorfeld mit ihm und seinen neuartigen Ideen auseinandergesetzt. Bernhard Dechert hatte ein einzigartiges Konzept auf Norderney etabliert. Sie wollte alles von ihm wissen. Ihr war es deshalb wichtig, mit ihm unter einem Dach zu wohnen, um möglichst nahe an ihm dran zu sein. Schließlich bekam sie dazu äußerst selten die Gelegenheit.

Die zweite Änderung war, dass sie nicht mit dem Auto auf die Insel gefahren waren. Sie hatten es in den Frisia-Garagen in Norddeich geparkt und alles Gepäck bei sich. Zwar hatte Amadea beim Packen einiges zu Hause gelassen, was sie sonst im Urlaub dabei hatten, doch war es offenbar immer noch zu viel.

»Das nächste Mal fahren wir wieder mit dem Auto auf die Insel«, wiederholte Georg, als sein Schwimmanzug auf den Boden rutschte.

Auf Georgs Anspielung ging sie nicht weiter ein. Als sie die Menschenmenge vor dem Bus stehen sah, verdrehte sie die Augen. »Oh nein. Da passen wir nie rein.«

»Doch, Mama. Lass mich mal«, drängte sich Valentina vor und zerrte ihr Portemonnaie, das ihr um den Hals hing, heraus. Sie suchte ein wenig Kleingeld, bevor sie beim Fahrer in den Bus einstieg. Amadea konnte nicht hören, was sie sagte, doch nach einigen Sekunden drehte Valentina sich um und verkündete freudestrahlend: »Familie König, bitte hinten einsteigen.«

Im selben Moment öffnete der Busfahrer die Hintertür. Georg zwängte sich mit dem Bollerwagen hinein, bevor er Henry

daraufsetzte und ihn festhielt. Valentina und Amadea standen so gequetscht, dass sie nicht umfallen konnten. Mit einem Ruck fuhr der Bus an. Alle hofften, dass er nicht durch die Straßen heizte wie jeder andere Busfahrer auf Norderney, sondern etwas Rücksicht auf seine Fahrgäste nahm. Doch damit hatten sie auf das falsche Pferd gesetzt. Wie ein Rennfahrer über den Parcours raste der Bus um die Kurven. Die Urlauber raunten und klammerten sich fest, doch der Mann fuhr unbeirrt weiter. Nach und nach hielt der Bus an verschiedenen Stationen an, bis er endlich in die Nordhelmsiedlung einbog. Mit einem Ruck stoppte er an der Haltestelle »Nordbad/Cornelius«, und Amadea war froh, endlich aussteigen zu können.

»Puh, was für eine Fahrt«, sagte sie, als sie Georg mit dem Bollerwagen half. »Hab mich kurz gefühlt wie im Bus zum Flughafeneterminal. Die fahren auch so rasant.« Amadea warf sich ihre große Lieblingstasche über die Schulter.

»Ich sage doch, wir setzen das nächste Mal wieder mit dem Auto über. Das ist deutlich angenehmer.«

»So, wir sind jetzt keine Stunde hier, und du hast es schon dreimal gesagt. Ich gebe auf. Das nächste Mal fahren wir in der Tat wieder mit dem Auto auf die Insel und riskieren es, von der Polizei einen Strafzettel zu kassieren wegen unerlaubtem Befahren der Innenstadt.« Sie stellte sich breitbeinig vor Georg hin und holte tief Luft. »Eigentlich ist es ja auch egal, hundertfünfzig Euro zu bezahlen und das Auto dann stehen zu lassen, weil es hier eh nicht benutzt werden darf. Echt, da schicke ich zukünftig doch lieber einen Koffer voraus. Kostet fünfundzwanzig Euro und erspart uns diese lächerlichen Diskussionen.«

»Ja, ja. Amadea, ist ja schon gut. Komm wieder runter.«

Als hätte Georg mit seinen Worten auf einen Schalter gedrückt, änderte sich Amadeas Ausdruck. Sie atmete kurz tief durch, bevor sie den schwer beladenen Buggy auf die Straße schob.

»Die Busfahrt hatte trotzdem ein Gutes.«

»Was wäre das?« Georg zog die Augenbrauen hoch.

»Henry weint und jammert nicht mehr.« Sie hatte recht. Henry trottete mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck und seinem Stoffelefanten hinter ihnen her.